

Preisträger in drei Kategorien

Ausgezeichneter Musiklehrer Pietro Pittari spricht über Inspirationen, die Konstruktion des Geheimnisses und die Arbeit mit Schülern

Pietro Pittari (45) hat beim Deutschen Rock und Pop Preis 2015 mit seinem Klavier-Album „Sunrise“ in drei Kategorien gewonnen. Im Interview mit Elena Müller berichtet der gebürtige Italiener und Lehrer an der Musikschule Leverkusen von Inspirationen, der Arbeit mit seinen Schülern und der „Konstruktion des Geheimnisses“.

Sie bezeichnen sich selbst als „New Age“-Musiker. Was kann man sich darunter vorstellen?

Wenn Popmusik das Hier und Jetzt ist, dann ist New Age ganz weit weg, in einer fernen Galaxie. Es ist instrumentale, sehr meditative Musik mit einem Hang zu Esoterischem. Häufig geht es um Motive aus der Natur, aber das Ziel ist nie, etwas nur zu beschreiben. New Age Musik soll Gefühle unmittelbar transportieren und zum Träumen einladen. Man könnte meine Kompositionen vielleicht irgendwo zwischen Yiruma und Ludovico Einaudi einordnen. Im Endeffekt hat aber doch jeder Musiker seine eigene Unterschrift, was es schwierig macht, eine allgemeine Definition zu finden.

Wie und wann haben Sie diesen Stil für sich entdeckt?

Ich habe schon sehr früh meine Leidenschaft für Improvisation entdeckt. Mit 17 habe ich einmal über eine Invention von Bach improvisiert. Von Bach war dann allerdings nicht mehr viel übrig. So entstanden irgendwann meine ersten eigenen Stücke. Ich habe aber immer nur für mich selbst gespielt und komponiert.

Wie kam es dann zu der Idee, sich beim Deutschen Rock und Pop Preis zu bewerben?

Durch Zufall habe von diesem Preis erfahren und gesehen, dass es auch eine Kategorie für New Age Musik gibt. Ich dachte mir, dass das die Sparte ist, in die ich am ehesten hineinpasste. Also



Pietro Pittari, der Mann am Klavier, gewann beim Deutschen Rock und Pop Preis mit seinem Album „Sunrise“ in drei Kategorien. Foto: B. Berg

schickte ich 2014 schon mein Stück „Sunrise“ ein und wurde für den besten New Age Song ausgezeichnet. Das hat mich so überrascht und gefreut, dass ich daraufhin mein komplettes, gleichnamiges Album aufgenommen habe.

Dafür bekamen Sie Preise für das beste Album und den besten Song dieser Kategorie sowie als bester Instrumentalist. Welcher Preis hat Sie am meisten erfreut?

Natürlich freut man sich als Komponist, wenn die eigenen Stücke gewürdigt werden und so großen Anklang finden. Aber als New Age Musiker und Pianist habe ja nur eine Nebenkategorie belegt. Daher war die Auszeichnung als Solist am überraschendsten.

Wenn Sie komponieren, wie läuft das ab? Woher kommen Ihre Ideen?

Mir fallen in den verrücktesten Situationen Melodien ein. Manchmal laufe ich durch den Regen oder kaufe ein Brötchen. Eins meiner wichtigsten Utensilien beim Komponieren ist mein Handy. Damit nehme ich alles auf. Wenn ich es mal zu Hause habe liegen lassen, dann singe ich die Melodie immer wieder vor mir her, um sie nicht zu vergessen. Oftmals werde ich dafür schief angeguckt, aber das ist es mir wert. Auch wenn ich dann zu Hause am Klavier sitze, ist das Aufnehmen sehr wichtig. Manchmal verfall ich beim Spielen fast in eine Art Trance, in der ich alles Mögliche improvisiere. Es entstehen gerne mal zehn oder

20 verschiedene Versionen eines Stücks, die ohne eine Aufnahme allesamt nicht wiederholbar wären.

Dann hat sich die Produktion eines gesamten Albums wahrscheinlich auch nicht ganz einfach gestaltet...

Das stimmt, ich habe alles in Eigenregie produziert. Ich bin ein Perfektionist. Von einigen Stücken macht man an die hundert Aufnahmen und entscheidet sich am Ende doch für die zweite oder dritte. Aber dann gibt es diesen Augenblick, in dem es mir gelingt, einen Moment mit all seiner Wirkung und den Gefühlen in Musik zu verwandeln. Ich male mit den Tönen ein Bild und wenn ich fertig bin ist es fast, als wäre ein Kind geboren.

Paul Klee hat einmal den Ausdruck „Konstruktion des Geheimnisses“ verwendet. Selbstverständlich ist ein komponiertes Stück immer konstruiert und geplant, aber die Kunst besteht darin, das Geheimnis in der Musik zu bewahren und auszudrücken.

Seit 15 Jahren unterrichten Sie nun auch schon an der Musikschule Leverkusens. Betrachten Sie sich selbst mehr als freien Künstler oder als Lehrer?

Etwa fifty-fifty würde ich sagen. Dass ich die Möglichkeit habe, meine eigene Musik zu erschaffen, ist für mich ein großes Privileg. Aber das Leben als reiner Pianist ist wirklich große Glücksache. Unterrichten ist dagegen etwas

Handfestes, Bodenständiges. Und auch das birgt seine Herausforderungen, denn ich bin immer unterschiedlich gefordert. Im einen Moment bringe ich einem Siebenjährigen die ersten Lieder bei, im nächsten bereite ich mit einem Erwachsenen ein Konzertprogramm vor.

Wie können die Schüler von Ihren Erfahrungen und der Bandbreite Ihrer Stilrichtungen profitieren?

Grundsätzlich versuche ich jedem Schüler eine klassische Ausbildung zu geben. Davon abgesehen kann ich jedoch auch sehr frei auf die individuellen Wünsche der Schüler eingehen. Manche möchten zum Beispiel lieber Popmusik machen, als Mozart zu spielen. Aber auch das ist gut, denn Popmusik kann lehren, in Akkorden zu denken und ist ein bisschen weniger von einzelnen Noten abhängig. Wichtig ist mir lediglich, dass es echte Musik ist, die dabei herauskommt. Dazu vermittele ich dann die nötigen technischen Fertigkeiten. Genauso kann ich aber auch mein Wissen zu Komposition und Improvisation an die Schüler weitergeben. Diese Flexibilität ist glaube ich für beide Seiten von großem Nutzen.

Wie wird es nach dem Deutschen Rock und Pop Preis nun für Sie weitergehen?

An Ideen für neue Stücke mangelt es mir schon einmal nicht. Ich werde meine Musik wohl weiter aufnehmen. Besonders dieser Erfolg hat mir bewiesen, dass sich die Mühe lohnt, die in einem solchen Album steckt. Auf der anderen Seite plane ich auch einige Live-Konzerte, bei denen ich die Geschichten zu den Stücken erzähle. Am 27. August spiele ich zum Beispiel im Capitol Theater in Düsseldorf. Musik von Mensch zu Mensch ist doch irgendwie noch schöner und persönlicher, als aus dem CD-Spieler.

Malen als Ausgeburt der Freude

KUNST Joan Mitchell ist eine ganz besondere Attraktion in Museen

VON CAROLIN HOF

In weißer Leere schwebt Farbewirrwahl: violett und orange, olivgrün und rot, schwarz, gelb und blau. Linien und Kleckse verdichten und verlieren sich wieder in rhythmischem Gedränge. Hauchdünne Schlieren, Spritzer und massive Farbflächen, erzählen von Nächten in Joan Mitchells (1925-1992) Atelier, in New York oder Vetheuil nahe Paris: Im Schein elektrischen Lichts steht sie da überragt von Leinwänden. Die Haare schulterlang und mit Pony, darunter lugen zwei große Augen hervor. Aus ihrer Zigarette steigt Rauch quallengleich empor und wird von Jazzklängen verwirbelt.

Billie Holiday, Miles Davis und Duke Elliot, manchmal spielen auch Bach und Mozart. Die Nadel des Plattenspielers zieht ihre schwarzen Bahnen. Schwungvoll und intuitiv, dann wieder ganz bedacht führt Joan den Pinsel über die Leinwand. Sie interessiert, „was eine Farbe mit der anderen macht und was sie beide in Bezug auf den Raum miteinander machen“. Ihre Hunde verfolgen das Geschehen mit aufgerichteten Ohren; auch Pudel George, das Abschiedsgeschenk eines vergange-

nen Liebhabers. Musik, Gedichte, Landschaften und Hunde sind es, die Joan inspirieren. Sie komponiert mit Erinnerung und Empfindungen und streift beim Malen die Seiten ihres imaginären Fotoalbums wie die eines Daumenkinos.

Die Gefühle vom Spazierengehen im Central Park, von der Farbe der Erde, dem Blau an der Seine und vom Todestag des Vaters prallen aufeinander, verfärben sich und erstarren. „Ich trage meine Landschaften in mir“, beschreibt sie die Künstlerin. Ihre Malerei sei



keine Allegorie, keine Geschichte. Sie gleiche eher einem Gedicht. Spekulationen über den Inhalt ihrer Werke sind irreführend. Genug der Worte! Niemals werden sie die Essenz der Spannung zwischen Raum, Struktur, Farbe und Licht greifen können. Wieso nach der Bedeutung fragen, wenn sie nur in diesem Zusammenspiel zu finden ist und in unserer unmittelbaren Begegnung damit? Joan beharrt auf die Autonomie ihrer Kunst: „Abstraktion ist kein Stil. Stil in der Malerei hat mit Etiketten zu

tun.“ Vor Konventionen, Vorurteilen und Kategorien dieser Art kann sie allerdings nur im Atelier fliehen. Die Außenwelt dringt hier bloß mit dem Hupen und Pfeifen der New Yorker Straßen ein.

Als Künstlerin wächst Joan in Zeiten feministischer Bewegungen und der zweiten Ära des abstrakten Expressionismus auf. Verächtlichen Bemerkungen und Vorurteilen kann sich selbst ein Freigeist wie sie nicht entziehen. „Weibliche Kunst“ wird durch Worte verzerrt; alles bloß kindische Krakelei und Nachäfferei. Auch in der Kunst scheinen Männer um ihre Vormachtstellung zu bangen, denn emanzipatorische Bestrebungen der Frauen bringen ihren Thron ordentlich ins Wanken. Lieber stellt man Frauen erst gar nicht aus, denn am Ende werden „sie doch nur schwanger.“ Dieser Ratschlag des Kunstkritikers Clement Greenberg ist bezeichnend für die turbulenten 1950er.

Joan Mitchell ist Anfang 20, tough, direkt, manchmal harsch, neugierig, mutig und diszipliniert. Trinken kann sie „wie die Männer“. Sie raucht und ist „very French New Wave“. In Cafés sieht man sie mit der amerikanischen Avantgarde an einem Tisch sitzen: mit Künstlerin Elaine de Kooning, den Malern Franz Kline und Jean-Paul Riopelle, Poet Frank O'Hara und mit Schriftsteller Samuel Beckett. Sie ist erfolgreich und das, obwohl sie zum großen Bedauern

der Kunsthändler weder „französisch, männlich“, noch „tot“ ist. Feministinnen heben sie eben deshalb zu ihrem Ideal empor. Heute, wie damals schaut man zu ihr auf: die Frau, die aus dem Schatten der großen Maler Pollock, Kline und De Kooning getreten ist; unerschrocken und selbstständig.

Doch wenn das F-Wort fällt, wird Mitchell misstrauisch und abweisend. Als Feministin würde sie sich nie bezeichnen. Wie auch! Sie malt nicht als Frau, und schon gar nicht als weiblicher Mann, sie malt als niemand. „Das ist wie Fahrradfahren ohne Hände“, ein Vergessen der eigenen Existenz, „es ist köstlich“, schwärmt sie.

Ihre Malereien sind nicht politisch, sondern vielmehr Ausgeburt der Freude und des Erinnerns. Mitchell will niemanden etwas beweisen, niemanden den Kampf ansagen. „Ich male nicht gut aus einer Stimmung der Gewalttätigkeit oder des Zorns heraus“, merkt sie zynisch an. Heute scheint ihr Werk gerade dadurch an Wert zu gewinnen, dass Joan Mitchell solch eine schillernde Rarität war: eine weibliche Künstlerin.

Doch ist es nicht gerade ihre Geschlechtslosigkeit im Akt des Malens, die sie so unantastbar machte? Ist das Kunstwerk einmal von der Künstlerin abgenabelt, ist es selbstständig und nicht mehr gebunden an die Entstehung. Sie erkennt es manchmal selbst nicht wieder. Es ist zu einem materiellen



Mitchell interessierte, was eine Farbe mit der anderen macht und was sie beide in Bezug auf den Raum miteinander machen. Collage: Hof

Faktum geworden, fern ab von sozialen Strukturen und Geschlechtlichkeit. Wir sehen es nicht als Mann oder Frau. Wir verschmelzen mit dem Werk und sind für kurze Zeit mehr Farbe als wir selbst. Eben darin besteht die Qualität des Farbrausches, in den uns Joan Mitchell zu versetzten vermag.

Dass ihre Malereien heute noch mit dem Stempel „Frauenkunst“ versehen sind- wenn auch aus Bewunderung- zeigt jedoch, dass Qualität von Kunst weiterhin in en-

gen Zusammenhang mit dem Geschlecht ihres Urhebers gedacht wird. Auch in der von Yilmaz Dziewior kuratierten Retrospektive des Werkes Joan Mitchells tritt die Künstlerin in ihrer Weiblichkeit nicht vollkommen zurück.

Neben vielen großformatigen Gemälden hat Archivmaterial einen wichtigen Anteil der Ausstellung, die in den Räumen des Museums Ludwig in Köln, Heinrich-Böll-Platz, bis zum 21. Februar zu sehen ist.